

Wer sagt „ich“ in uns? Narrative Identität und die Frage der Selbstpositionierung.¹

Wolfgang Kraus²
Ludwig Maximilians Universität München
2009

1. Identität und soziale Bindung: Ein individualisierungstheoretischer Blick

Ich beginne mit einem Dank an den französischen Autor Claude Arnaud für die erste Hälfte meines Vortragstitels. Arnaud hat ein Buch mit eben diesem Titel geschrieben: „Qui dit je en nous?“ (Arnaud, 2006). Dort konstatiert er, dass die großen „Identitätsfabriken“, die uns seit der Antike gemacht und geprägt hätten – Religion, Vaterland, Milieu, soziales Geschlecht – weitgehend ihre Prägekraft verloren haben. Identität, so Arnaud, wird nicht mehr übernommen, sie wird erarbeitet und zusammengebastelt. Dem „imperialen Ich“ des 19. Jh. ist ein zersplittertes und flüchtiges Ich gefolgt: der demokratische Individualismus hat sich durchgesetzt. Das animiert Arnaud zu der rhetorischen Frage: Müsste man angesichts dieser Entwicklung statt „ich“ nicht vielmehr „wir“ sagen?

Diesem Gedankengang kann ich mich anschließen, allerdings mit einer Einschränkung: Das zersplitterte Ich ist keine Neuentdeckung des 21. Jahrhunderts. Solche Selbstbetrachtungen sind in der Literatur schon länger bekannt, denken wir nur an Montaigne. Und auch in der Wissenschaft sind Bewusstseinsmodelle, die die Zersplitterung zu modellieren versuchen, nicht neu. Insbesondere das 19. Jahrhundert war reich an solchen Diskussionen (vgl. Ellenberger, 1973; Rowan, 1990). Was sich *allerdings* geändert hat, ist die Veralltäglichsung dieser Selbstinterpretation in den individualisierten Gesellschaften. Mein Blick auf diese identäre Vielfalt, die mit Metaphern wie Patchwork, bricolage, Polyvokalität und anderen benannt wird, leitet sich denn auch von einer individualisierungstheoretischen Betrachtung ab³. Sie geht davon aus, dass sich in den modernen Industriegesellschaften die Muster der Wir-Bezüge verändern. Überlegungen dazu sind zunächst als Befürchtung des Verlustes von Gemeinschaft formuliert worden, etwa in Robert Putnams Studie „Bowling Alone“ (Putnam, 2001). Unser Projekt geht allerdings von der These aus, dass sich in einer individualisierten Gesellschaft zwar die Formen der subjektiven Einbindung verändern, dass es aber nicht zum Abschmelzen sozialer Bindungen kommt. Wie die soziale Netzwerkforschung gezeigt hat, gibt es im Ge-

¹ Erweiterte Fassung eines Vortrags auf der Tagung „Rethinking Narrative Identity: A Question of Perspective“ vom 26. bis 28. November 2009 an der Humboldt-Universität Berlin.

² Kontakt: w.kraus@gmx.com

³ Der Vortrag beruht auf Ergebnissen des Projekts B2, Sonderforschungsbereich 536, Ludwig Maximilians Universität München, finanziert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft Berlin. Ich danke den Projekt-KollegInnen Heiner Keupp, Renate Höfer, Alexander Jungmann und Holger Knothe für hilfreiche Diskussionen.

genteil auch eine Zunahme von Bindungskonstruktionen, allerdings mit qualitativen Änderungen.

Was sich in der Tat verändert, ist die Einbindung in soziale Kontexte. In der gegenwärtigen reflexiven Moderne entkoppelt sich tendenziell die institutionelle Strukturierung von Sozialisierungspfaden; es schwindet das gesellschaftliche Angebot an Normalformen für Individualbiographien: Wer könnte denn noch sagen, was eine „normale“ Familie, eine „normale“ Sexualität, eine „normale“ Berufsbiographie ist? Die Bindung an Traditionen und ihre institutionelle lebensphasische Strukturierung wird schwächer. Kollektive Identitäten der ersten Moderne verlieren den Charakter des Gegebenen, denken sie nur an die Amtskirchen, an Gewerkschaften, soziale Klassen oder Schichten (vgl. Bart, 2009; Reynolds, Wetherell & Taylor, 2007). Eine solche Offenheit *erleichtert* einerseits die individuelle Wahl von Wir-Bezügen und erhöht deren Bedeutung. Andererseits hat diese Offenheit aber zur Folge, dass es für das Individuum immer schwerer wird, seine Identität als Einheit zu artikulieren. Dabei wird aber gerade diese Artikulation der Einheit in dem Maße identitätsrelevanter, als das Individuum dem Phantasma der Selbstschöpfung, der „autocreation“ (Rey, 2006), erliegt. Hahn & Bohn (1999, S. 35) unterscheiden zwei Modi für die Identitätsarbeit unter den Bedingungen der Individualisierung, nämlich den Modus der „biographischen Identität“ und den Modus einer „partizipativen Identität“. Die partizipative Identität nimmt Bezug auf die Gemeinsamkeiten mit anderen, auf soziale Zugehörigkeiten. Weil aber die gruppenspezifischen Merkmale selber vieldimensional sind und sich situativ immer nur in Teilen artikulieren, bedarf es wiederum der Biographisierung zum Versuch der Konstruktion einer „Gesamtidentität“, die das Individuum als ganze und einzigartige Person beschreiben soll. Tendenzuell kann es sich allerdings nur noch in je einzelnen Bindungskontexten identitär als Ganzes beschreiben.

Natürlich ist die Frage der sozialen Bindung in der Identitätsforschung nicht neu. Die Frage der Alterität begleitet unsere Kulturen in vielen Variationen. Gertrude Stein hat diese innige Verbindung von Identität und Alterität in der gelungenen Formulierung verdichtet: „Qu’ on me regarde et j’ apparais“ (zit. in Barzilay, 2005, S. 26). In der psychologischen Identitätsforschung hat die *konkrete* soziale Verortung der einzelnen allerdings kaum eine Rolle gespielt. Da hat sich auch die Forschung in der Regel auf die Seite des „imperialen Individuums“ geschlagen und die sozialen Bezüge allenfalls abstrakt mitgedacht. Demgegenüber wurde in der Forschung zu *kollektiven Identitäten* wiederum die *individuelle* Verortung in solchen Gemeinschaften regelmäßig hintangestellt (vgl. Kraus, 2006).

Diese theoretischen Überlegungen haben in den letzten Jahren eine Vielzahl von Forschungen inspiriert. Dazu gehörte auch unser Projekt im SFB „Reflexive Modernisierung“ an der Universität München. Für die hier interessierende Frage der Konstruktion narrativer Identität greife ich spezifische Fragen aus unserem Arbeitsprogramm auf:

- Welche Bindungstypen und Bindungsmuster benennen die einzelnen? Welche identitäre Relevanz messen sie ihnen zu? Werden „klassische Formen“ des Wir-Bezugs wie Gender, Nation, Schicht/Klasse thematisiert?
- Kann man von einer *Destandardisierung* von Bindungsmustern sprechen? Spielen die klassischen Zugehörigkeiten eine Rolle bei den individuellen Selbstpräsentationen?
- Wie ich-nah werden diese Bindungen bzw. Bindungsmuster konstruiert, wie sehr sind sie also aus einer identitätsstrategischen Perspektive handlungsrelevant? Diese Frage zielt auf die Selbstpositionierungen, die die einzelnen vornehmen mit dem Ziel, Agency, auszustellen und Zukünftigkeit zu sichern, hier verstanden als Plausibilisierung der Fortführung der Storyline für sich und andere.
- Welche Ressourcen stehen den einzelnen zur Verfügung, um die Gestaltung ihres Geflechts von Wir-Bezügen zu beeinflussen? Hier geht es zum einen um Ressourcen im Allgemeinen, zum anderen aber um den Doppelcharakter von Bindungen: Bindung braucht Ressourcen und Bindung ist eine Ressource.

2. Selbsterzählung und soziale Bindung: Empirischer Zugang

Zur Beantwortung dieser Fragen greife ich auf empirische Beispiele aus dem genannten Projekt zurück (vgl. Keupp et al., 2005). Um zu verdeutlichen, mit welcher Art von Empirie wir es hier zu tun haben, stelle ich einige Charakteristika dieser Empirie dar.

Methodisch haben wir versucht, das Wechselspiel von subjektiver Verortung und sozialer Einbettung über eine Kombination von Gruppendiskussion und individueller Netzwerkanalyse zu erheben. Das Spezifikum der Netzwerkanalyse ist, dass sie Struktur und Kontext sozialer Beziehungen verdeutlicht. Das ist hilfreich für die Analyse, denn Handlungsmuster, Präferenzen, ja die gesamte soziale Identität, entstehen erst im Beziehungszusammenhang (vgl. White, 2008).

Die Interviewteilnehmer haben zunächst an einer *Gruppendiskussion* zum Thema ihrer sozialen Verortungen teilgenommen. Da es uns um die situative Konstruktion von narrativer Identität ging, wollten wir mit der Gruppendiskussion eine Situation schaffen, in denen die Einzelnen nicht nur *einen* Forscher als Zuhörer hatten, sondern sich vor mehreren anderen Personen positionieren sollten,

- zu denen sie nicht in einem hierarchischen Verhältnis standen und
- die selber nicht die Definitionsmacht in der Situation hatten.

Zeitlich davon getrennt haben die Interviewpartner in *Einzelinterviews* eine *Netzwerkkarte* erstellt und diese erläutert. Die Einzelinterviews waren zwar biographisch orientiert, aber keine „Life Story“-Interviews im klassischen Sinne. Die Einzelnen hatten dort die Aufgabe, ihr soziales Netzwerk zu erstellen. Zudem griffen die Interviewer durchaus strukturierend ein, um

die Bedeutung der verschiedenen biographischen sozialen Bezüge für den einzelnen zu ergründen. Diese Erläuterungen lieferte zusätzliches Erzählmateriale.

Die Erstellung der Netzwerkkarte unterschied sich vom in der sozialwissenschaftlichen Netzwerkforschung üblichen Vorgehen (vgl. Straus, 2002). Dort wird in der Regel das Ich zentral platziert. Es werden also „egozentrierte Netzwerke“ erzeugt. Zudem werden in aller Regel alteri, also Menschen, positioniert. Wir entschieden uns hingegen für eine freie Form, um die Interviewpartner selber entscheiden zu lassen, wo sie sich selber positionieren wollten und welche Bezüge sie darstellen wollten. Sie konnten also nicht nur Personen, sondern auch Tiere, unbeseelte Gegenstände, kollektive Identitäten, Denksysteme oder imaginierte Gemeinschaften positionieren. Was also als kategorial „zulässiger“ Bereich sozialer Verortung gelten sollte, wurde nicht vom Interviewer vorgegeben, sondern vom Interviewpartner bestimmt.

Narrationstheoretischer Fokus

Bei der Analyse der Gruppeninterviews wie der Einzelinterviews interessierten uns die *Subjektpositionen*, welche die Sprecher in ihren Erzählungen ausstellen (Edley, 2001). Das Konzept der Subjektposition ist besonders passend für eine Exploration von Identität als narrative Performanz, weil es allgemeinere Begriffe von Diskurs und dominanten kulturellen Storylines mit der sozialen Konstruktion spezifischer Selbste verbindet (Reynolds et al., 2007). Stuart Hall hat diese Berührungsfläche so verdeutlicht: Identität wird geformt “at the unstable point where the 'unspeakable' stories of subjectivity meet the narratives of history, of a culture” (Hall, 1996, S. 115). Die Identität des Sprechers wird konstruiert durch die verschiedenen Arten von Personen oder Subjektpositionen, welche impliziert werden durch spezifische Weisen des Erzählens der eigenen Geschichten.

Zu erwarten war, dass die Individuen von der Verstrickung in *ideologische Dilemmata* berichten würden, zusammengesetzt aus den Überzeugungen, Werten und Praktiken einer bestimmten Gesellschaft oder Kultur. Die Dilemmata verweisen auf *etablierte Narrationen* (vgl. Bruner, 1992), welche *Ressourcen*, aber auch *Beschränkungen* für die Sprecher darstellen können. Ihre Relevanzsetzung ist abhängig von den interpretativen Repertoires, die die einzelnen in der Bezugnahme auf diese kanonischen Narrationen zur Verfügung haben. Wir erwarten, dass es Bedeutungsmuster in den Erzählungen unserer Teilnehmer gibt, die auf die Ressourcen hinweisen, mit deren Hilfe sie eine Identität oder besser: Identitäten konstruieren.

Narrationen und die Strukturen, welche in ihnen verwendet werden, werden organisiert in Abhängigkeit davon, wie sich die einzelnen in der der Interaktion wie in der Narration *positionieren*. Der Erzähler kann also

- sein erzähltes Ich,
- dessen Interaktionspartner in der Geschichte und

- sich selbst und seine Zuhörer in der Erzählsituation positionieren (vgl. Bamberg, 1997; Lucius-Hoene & Deppermann, 2004).

Aus der interaktiven Sicht erzeugen Bindungswahlen Positionierungseffekte: Der Wählende positioniert sich selbst, wird aber auch von anderen angesichts seiner Entscheidung positioniert. Ein positionierungstheoretischer Zugang kann diese Dynamik abbilden

Der Bezug auf die Positionierungstheorie (Harré & Moghaddam, 2003), macht es möglich, die Dynamik dieses Prozesses zu erfassen und sein Ziel nicht aus den Augen zu verlieren, nämlich die Vielfalt an Positionierungen, die Dynamik des Prozesses und die Machtbestimmtheit seines Ablaufes auf die Frage nach der subjektiven Integration dieser Selbstthematisierungen in *einer* Identitätsfigur hin zu orientieren. Nicht dass es die als Ergebnis gäbe, nicht dass sie endgültig zu sichern wäre, aber als imaginerter Fluchtpunkt ist sie in diesem Prozess der Bindungswahl und Positionierungsarbeit stets präsent.

Agency als zentrales Konzept

Bei der Frage nach Agency oder „Handlungsträgerschaft“ geht es darum, ob und wie sich die Subjekte in ihren Selbsterzählungen als Handlungsträger darstellen (vgl. Bruner 1997, S. 90). Der Begriff ist schwer ins Deutsche zu übersetzen. In der deutschen Ausgabe von Bruners „Acts of meaning“ (1992) wird er etwa, nicht sehr elegant, als „Täterschaft“ übersetzt. Andere sprechen von „Agentizität“. Die Frage hat mehrere Anknüpfungspunkte. *Narrationstheoretisch* geht es, wie von Bruner expliziert, darum, wer der Träger der Handlung in einer (Selbst-)Erzählung ist. Mit Claude Bremond (1973) können wir dazu vereinfacht „Agents“ und „Patients“ unterscheiden, wobei die ersteren Einfluss auf die letzteren ausüben. *Psychologisch* betrachtet lässt sich der Agency-Begriff auf den Locus of Control beziehen, also auf die Frage, ob sich die Person selbst- oder fremdgesteuert erlebt und präsentiert. *Modernisierungstheoretisch* betrachtet ist damit die Frage verknüpft, ob sich die Person im Sinne einer ersten Moderne bei der Konstruktion sozialer Verortungen auf vorgängige Bindungen und deren Einfluss bezieht oder aber sich selbst als rationalen, autonomen Konstrukteur seiner Bindungen ins Zentrum rückt.

Mit dem Akt der Positionierung konstruiert der Sprecher also den Grad an Autonomie, das Ausmaß an Agency des Protagonisten seiner Selbsterzählung. Wichtig ist, dass die Positionierung Prozesscharakter hat und dass die Qualität der Aushandlung wesentlich bestimmt ist von individuellen Fähigkeiten, kulturellen Stereotypen und situativen Spezifika. Aus unserer Perspektive der sozialen Verortung ist der Modus der „intentionalen Selbstpositionierung“, besonders wichtig, da er dazu dient, personale Identität auszudrücken (Harré & Langenhove, 1998). Dazu hat der Erzähler mindestens drei Möglichkeiten: indem er (a) seine Autorschaft/Agency betont (d.h., dass es sich um seine eigene Entscheidung zwischen verschiedenen Möglichkeiten handelt), (b) auf seine individuelle Sicht der Dinge rekurriert oder (c) auf

biographische Ereignisse in seinem Leben verweist. Indem er das tut, versetzt er sich in eine Position, sein Verhalten zu erklären. Agency darf nicht so verstanden werden, dass der Erzähler den Hauptprotagonisten in einen rationalen Akteur verwandelt. Es geht vielmehr darum, dass der Protagonist in eine Geschichte „hineinerzählt“ wird, die zukunfts offen ist, also Autonomie für die zukünftige Selbstentwicklung konstituiert.

3. Ergebnisse

3.1. Bindungsarrangements: Unsere Frage war hier, welche Bindungen und Bindungsmuster die einzelnen benennen und welche Relevanz sie ihnen zumessen.

Wir hatten gesagt: Netzwerke verräumlichen das Bindungsarrangement und drücken symbolisch das Zueinander der Wir-Bezüge aus. Sie etablieren also eine semiotische Welt, in der die einzelnen sich positionieren. Dabei greifen sie auf Muster zurück, wie sie in der Ikonografie sozialer Beziehungen in unserer Kultur eingelagert sind. Das zeigt sich besonders gut in den Beispielen, die ein *zentrales* Ich auch ohne unsere explizite Vorgabe positionieren.

- Viele Interviewpartner setzen auch ohne Vorgabe ein *zentrales Ich*. Die Wahl der Distanz zum Ich drückt hier die Bedeutung des Bezugs aus. Etliche platzieren das zentrale Ich in einem Kokon, gebildet aus der Herkunfts- und/oder Wahlfamilie.
- Manche jedoch sehen sich *nicht in der Lage*, das Ich zu positionieren. Sie tun sich schwer, ihren Bezügen eine räumliche Struktur zu geben:

... es hängt von der Situation ab. Wenn ich im Auslandsamt bin, dann ich auf meine Staatsangehörigkeit reduziert, und sonst, wenn ich zum Bäcker geh', ist die nicht wichtig. Deshalb ist es schwierig, die irgendwie zu ordnen. .. das überlagert sich – ich mein', das bin ja alles ich. Das ist ja alles in mir drin. Wenn ich in München bin, ist es unheimlich wichtig, dass ich Österreicherin bin. Wenn ich in Vorarlberg bin, dann bin ich nicht Österreicherin, dann bin ich dann einfach da. Wenn ich in Wien bin, kommt raus, dass ich in München wohne, weil da geh' ich in ein Geschäft, und dann sag' ich: „nee“, und dann schauen mich alle so an. Und wenn ich in Paris bin, also da hab' ich dann immer gesagt, ich komme aus Österreich, spreche einen Schweizer Dialekt und studiere in Deutschland. Aber das hat niemand verstanden, das ist vielleicht zu komplex. Wenn ich mit meiner Familie zusammen bin, dann ist es wichtiger, dass ich christlich bin, weil mit meinem Vater red' ich da oft drüber.
- Ein drittes Modell ist ein *strategisches Ich*, das seine Projekte aufgereiht und einigermaßen sortiert vor bzw. unter sich hat. Aus einer ikonografischen Sicht ist hier wichtig, dass das Ich der höchste Punkt und sehr herausgehoben ist. Es wird also als Steuerungs- und Kontrollinstanz prominent gemacht.
- Ein letztes Modell ist eine *Spaltung zwischen Innenwelt und Außenwelt*, wobei das Ich zur Vermittlerinstanz dieser beiden Welten wird. Eine solche Ikonographie erscheint wie die Illustration zur Eliasschen These von der Arbeit am Passungsverhältnis von Innen und Außen als Identitätsaufgabe.

3.2. Destandardisierung: Kann man von einer Destandardisierung von Bindungsmustern sprechen? Bei der Frage nach der Destandardisierung von sozialen Bindungen geht es zum einen darum,

- welche Bindungen überhaupt genannt werden,
- ob sie in irgendeiner Weise in eine hierarchische Ordnung gebracht werden.

Hier kann man natürlich kanonischen Mustern der sozialen Repräsentation nicht so ohne weiteres entkommen. Man kann also davon ausgehen, dass z. B. Arbeit, Freizeit, Familie als Bezugsrahmen immer eine Rolle spielen werden. Umso interessanter ist es, weitere Wir-Bezüge festzustellen, die die einzelnen als soziale Bezüge nennen.

Generell kann man feststellen, dass insbesondere solche Bezüge genannt werden, die in irgendeiner Weise identitäre „Baustellen“ darstellen, d.h. also die mit Abwertungen verbunden sind und/oder solche, bei denen die einzelnen selber am Ringen sind, eine authentische, stimmige Persona für eine entsprechende Selbsterzählung zu entwickeln. Klassische Wir-Bezüge: Nation, Religion, sozialer Status, werden zwar benannt, aber in ihrer Bedeutung relativiert, es sei denn, sie spielen eben aktuell eine Rolle in Prozessen des Inklusionsbegehrens und des Ringens um Anerkennung. So werden etwa Religionszugehörigkeit, Nationalität, Schichtzugehörigkeit entsprechend unscharf behandelt: Jemand sagt von sich, er sei katholisch, *aber* ..., deutsch, *aber*...; der Papa sei Unternehmer, *aber* ... Es wird also letztlich immer ein Subjektüberschuss behauptet, der soziale Bindungen und Zugehörigkeiten zwar angibt, aber über die soziale Rolle hinausgeht und Individualität betont.

Interessant sind schließlich noch sehr abstrakte Bezugssysteme wie etwa Logik. Als Zuhörer fällt es einem schwer, ein solches Bezugssystem mit Menschen zu bevölkern. Sie wirken in diesem Kontext eher wie ein ungerichtetes Bindungsangebot im Sinne des Ausstellens von potentiell bindungsgenerierenden Interessen.

Schärfen kommen dann in die narrative Konstruktion hinein, wenn Wir-Konstruktionen gefragt sind, deren identitäre Fassung nicht so ohne weiteres gelingen mag. Das gilt etwa

- für InterviewpartnerInnen aus anderen Kulturkreisen.
- oder „Rebellinnen“ gegen Genderregimes.

In solchen Netzwerken findet sich der Bezug auf nationale bzw. kulturelle Identitäten bzw. auf Gender-Identitäten an prominenter Stelle. Insbesondere Ambivalenzen wie z. B. Deutscher *und* Türke, Beruf *und* Familie werden dann dargestellt und in den Interviews auch artikuliert.

3.3. Ich-Nähe und Agency

Bei manchen Wir-Bezügen ist zu vermuten, dass sie mit erheblichen identitären Konstruktions- und Rekonstruktionsaufgaben verbunden sein werden. Dies umso mehr, als die Individuen bei dieser Aufgabe mit einer Vielzahl heterogener Erfahrungen wie auch disparater Erzählangebote konfrontiert sind. Aus der Perspektive der Konstruktion von Agency stoßen wir hier auf sehr unterschiedliche Varianten. Ich beschränke mich auf drei und betone zugleich, dass sie natürlich nur *einzelne Facetten* innerhalb einer wesentlich umfangreicheren narrativen Präsentation sind. Damit sind also keineswegs die Positionierungsstrategien der jeweiligen InterviewpartnerInnen insgesamt abgebildet.

a) Nationale Identität als Zukunftslast (?) – das Ausstellen nationaler Identität als Reduzierung von Agency

Fallbeispiel „Eva“. Eva ist Studentin einer hoch angesehenen Universität in Polen. Sie hat die Empirie für ihre Doktorarbeit in Deutschland gemacht. Dort hat sie ihren deutschen Ehemann kennengelernt. Bis zum Abschluss ihrer Doktorarbeit pendelt sie einmal im Monat zu ihrer Familie und ihrem Doktorvater. Sie ringt mit dem zu befürchtenden Aufweichen ihrer nationalen Identität durch ihr Leben in Deutschland.

Evas Erzählung umfasst mehrere Episoden, in denen sie von Abwertungserfahrungen berichtet. Eine davon ist, dass der Name der nationalen Elitehochschule, an der sie studiert, den allermeisten Deutschen nichts sagt. Eine zweite Episode kreist um die Hochzeit. Hier wollte die Standesbeamten wissen, ob sie jetzt – mit einem deutschen Mann – auch einen deutschen Pass wolle.

„Da habe ich gesagt: Wissen Sie, ich bin glücklich mit meinem Land, ich brauche keine deutsche Staatsangehörigkeit, wozu das denn? Da war sie echt total überrascht. Ich war echt total sauer, ja, weil ich es einfach schade finde immer wieder, dass einfach viele das annehmen, ja, eine Polin, dann heiratet sie nur, weil sie deutsch sein will. Keine Ahnung, wozu, aber so ist es halt. Deswegen. Das ist so eine kleine Story, aber sie zeigt halt, das Polnische in mir ist sehr wichtig, und die Kinder, die ich haben möchte, sollen auch polnisch sein. Die werden natürlich auch deutsch sein und sicherlich auch mehr deutsch als polnisch, aber ich möchte gerne, dass sie polnisch sind. Das heißt, dass sie auch Polnisch reden können, Hochpolnisch, sich schön ausdrücken können. Und es gibt auch eine polnische Schule in München, die werden sie auch besuchen müssen.“

In ihren Selbsterzählungen positioniert sie sich – von mir paraphrasiert – so:

- *Meine Zugehörigkeit wird strittiger:* Mir wird in Polen gesagt, dass ich mich nicht mehr so gepflegt kleide; es fällt auf, dass ich manche Anspielungen auf aktuelle Ereignisse in Polen nicht mehr verstehe. Ja, manchmal fehlt mir sogar ein polnisches Wort, stattdessen fällt mir ein deutsches dafür ein.

- *Ich kämpfe darum, meine Zugehörigkeit zu erhalten.* Ich lese im Internet polnische Zeitungen, ich kleide mich anders, wenn ich nach Polen fahre. Mein Mann schneidet mir Artikel über Polen aus den deutschen Zeitungen aus. Auf dem Weg vom Flughafen in die Stadt muss mir meine Schwester alle Neuigkeiten erzählen, damit ich mitreden kann.
- *Insbesondere der Verlust meiner Sprachkompetenz macht mir Angst.* Ich möchte nicht nur „irgendwie“ polnisch sprechen, sondern auf einem hohen Niveau. Sprache ist für mich ein zentraler Marker meiner nationalen Zugehörigkeit.
- *Ich kann mir niemals vorstellen, meinen Pass, also die Nationalität zu wechseln.*
- *Ich lege größten Wert darauf, meine kulturelle Identität an meine Kinder weiterzugeben.*

b) Regionale Identität als Zukunftsressource (?) - Das Bewahrung einer regionalen Identität als Gewinn von Agency

Fallbeispiel „Irina“. Hier stelle ich Ihnen Irina vor, eine Studentin aus der Ukraine, die massiv ihre *regionale* Identität betont. Irina stammt nämlich aus Transkarpatien im äußersten Westen der Ukraine. Sie sagt, ihre Herkunftsregion habe historisch schon immer ein Eigenleben geführt und habe immer mal wieder zu einer anderen nationalstaatlichen Konstruktion gehört. Sprache, Kultur und Geschichte seien eigenwillig.

In München habe sie kaum Kontakt zu Leuten aus dieser Region, weil die Region einfach zu klein sei für eine eigene Ausländer-Community in München. Von nationalen ukrainischen Gruppierungen hält sie sich fern. Erstens fühlt sie sich dort eher fremd und zweitens findet sie deren Fokus zu eng.

„Ich kenne viele Ukrainer, mit denen ich natürlich im Kontakt auch bin. Es gibt auch eine Gemeinschaft der ukrainischen Studenten. Sie machen viele Sachen, die mit der Ukraine zu tun haben. ... aber mit denen hab' ich keinen Kontakt. Ich kann mich mit denen nicht so wirklich identifizieren.

Ich finde sie ein bisschen zu nationalistisch – also es geht in die Richtung. ... Und das gefällt mir überhaupt nicht. Das ist das Erste, und das Zweite ist... Ich fühle mich näher zu Polen, ich hab' sehr viele Freunde auch aus Polen hier, die so ein bisschen westlich sind. Und sogar die Sprache von denen ist mir näher als irgendwas Russisches oder so rein Ukrainisch.“

Sie positioniert sich – in meiner Paraphrasierung – so:

- *Mein regional-kulturelles Erbe ist vom Umgang mit hybriden Situationen geprägt,*
- *Ich bin mit vielen Sprachen aufgewachsen,*
- *Unsere Region hat allein im Lauf der letzten 80 Jahre schon viele Pässe gehabt: Der Pass bestimmt nicht Identität, sondern behindert oder ermöglicht die Entwicklung einer solchen. Dafür, für meine persönliche Entwicklung, würde ich meinen sofort abgeben.*

- *Die nationalen, kulturellen und historischen Spannungen zwischen Ukraine und Russland betreffen mich wenig bis gar nicht.*
- *Jede kulturelle Erfahrung kann einem in der nächsten Kultur etwas nützen.*

„die Sache ist, ich versuche das zu verbinden. Und in Deutschland, ich versuche, das Positive, was ich aus der Ukraine kenne oder in mir habe, durchzusetzen. Also zum Beispiel: Hier sind viele Regeln. Es gibt Gesetze, Regeln, und die Leute halten sich heilig dran. Und öfters, hatte ich Erfolg nur deswegen, weil ich mir sagte: Okay, es gibt die Regel, ich bin zum Beispiel nicht durchgekommen. Aber wir sind alle Menschen. Zum Beispiel bei einem Studienfach habe ich eine negative Antwort bekommen, dass ich nicht aufgenommen bin. Okay, nein heißt nein. Aber aus der Ukraine kenn' ich: Jeder ist ein Mensch, ja? Mit jedem kann man aushandeln. Und dann muss man hin. Also ich gehe hin, und ich spreche mit den Leuten. Ich rede, und das hat mir viel gebracht.

Das was, ich in Deutschland kennengelernt habe, diese Ordnung oder so Disziplin oder wie das Studium aufgebaut ist, das versuch' ich in der Ukraine anzuwenden. Oder den anderen darüber zu erzählen, dass es vielleicht besser wäre, so und so zu machen. Ja, und ich denke, das ist wichtig, die Sachen zu verbinden.“

- *Identität ist ein Projekt.*

„wo es noch hinget: „Das weiß ich noch nicht, echt. Also, ich denke, die Welt ist jetzt nicht so groß, wie sie mal war. Und mit diesen ganzen Flügen und Kommunikationsverbindungen ...“

c) Gruppenzugehörigkeit und Identitätssicherung: „Sehr enge“ Bindungen und biographisches Projekt

Fallbeispiel „Seppi“. Aus einem ganz anderen Kontext stammt mein drittes Beispiel. Aber auch hier stellt sich die Frage des Charakters einer Zugehörigkeit als Hypothek oder Ressource für die eigene Agentizität. Seppi ist Mitglied einer Fan-Gruppe des Fußballclubs TSV München 1860. Sein Leben kreist in vielen Lebensbereichen um 1860 München und seine Fan-Gruppe. Er hat in diesem Zusammenhang immer wieder Schwierigkeiten mit der Polizei. Dabei ist es einerseits wichtig, bei den allfälligen Strafbefehlen unter 90 Tagessätzen zu bleiben, weil man sonst als vorbestraft gilt. Andererseits ist es aber genauso wichtig, dieser „Schallmauer“ relativ nahe zu kommen, um Status und Anerkennung in der Gruppe zu sichern. Seppi ist 25 Jahre alt. Aus identitätstheoretischer Sicht ist die Frage interessant, wie man als Mitglied einer solch geschlossenen Subkultur, die ständige Loyalitätsbeweise einfordert und hohe Präsenz erwartet, altern kann? Die Gegenfigur, der „Reihenhaus-Familien-Spießer“, ist so bedrohlich, dass Älterwerden von radikalen Identitätsrisiken gekennzeichnet erscheint. Hier ist ein biographischer Übergang erwartbar. Wenn man so will: Die biologische Uhr tickt gegen Seppis aktuellen Identitätssentwurf.

Seppis Sicherung von Agency sieht so aus, dass er für diese erwartbaren „dunklen“ Zeiten quasi Identitätskapital anspart. Was immer ihn an Normalität und Spießertum ereilen wird, so bleiben ihm doch die Erzählungen aus einem anderen, nämlich seinem jetzigen Leben. Und

einen Trumpf hat er, der auch im „unvorstellbar“ hohen Alter von 50 Jahren noch seine Wirkung entfalten wird:

„Ja, ganz so durchgeknallt natürlich, wie das jetzt momentan läuft, das kannst du natürlich nicht fünfzehn Jahre lang durchziehen oder so. Aber ganz normal jetzt, sag‘ ich so, spießig, Reihenhaussiedlung, Hund davor, keine Ahnung was, will ich eigentlich nie werden. Natürlich irgendwann ein bisschen gemäßigter und so weiter, wenn man ein bissl älter wird. Das kommt dann schon mit der Zeit. Aber jetzt so quasi sich jetzt für so fünf Jahre Auszeit nehmen, wo man völlig am Ausrasten ist, und danach anfangen, keine Ahnung, was, karierte Hemden und Schlips zu tragen und in irgendeine blödsinnige Arbeit reinzugehen – also, das glaub‘ ich mal eher weniger.

Aber ich mein‘, wenn du’s so machst, wie’s jetzt halt ist, dann bist du später, wenn du vierzig bist, trotzdem kein Spießer, weil du kennst ja das, wie’s halt anders auch so ist, und dann, glaub‘ ich, wirst du nie ein Spießer, zumindest bei 1860. Allein schon wegen den Tätowierungen. Ich glaub‘, wenn du fünfzig bist und hast allweil noch deine „60 München“-Tätowierung, glaub‘ ich, dann schaut’s schlecht aus, dass du für einen Spießer gehalten wirst, wenn du im Freibad rumläufst.“

Das Spießertum kann ihm nichts anhaben, weil seine jetzigen Erfahrungen ihn – auch körperlich – so „imprägnieren“, dass sie von noch soviel Kleinbürgergrau nicht ausgelöscht werden können. Mag auch sein Strafregister irgendwann wieder getilgt werden, so bleiben doch immerhin die damit verbundenen Erlebnisse erzählbar und sie werden validiert durch entsprechende Tätowierungen.

4. Ressourcen

4.1. Die Strategie der „dritten Orte“: Was erleichtert aus bindungsstrategischer Sicht den individuellen Umgang mit Erfahrungen der Diskriminierung und sozialen Abwertung?

Immer wenn Positionierungen gefordert, erzwungen oder fremdbestimmt gemacht werden (Fremdpositionierung), was v. a., aber nicht nur, im Hinblick auf nationale Zugehörigkeit geschieht, immer dann besteht die Gefahr der Erfahrung von Abwertung/Exklusion. Wenn es in binären Konstruktionen des Drinnen/Draußen aus subjektiver Sicht darum geht, sich festlegen zu müssen bzw. fremdpositioniert zu werden, immer dann ist eine entlastende Positionierungsstrategie die Wahl bzw. die Konstruktion eines „dritten Ortes“. Wir verstehen darunter selbst gewählte Subjektpositionen, die diese binäre Logik zumindest zeitweise suspendieren oder auch transzendieren. Dritte Orte sind zu verstehen als subjektive Konstruktionen eines Referenzpunktes für die situative Erfahrung von Kohärenz.

Die von uns empirisch gefundenen Beispiele unterscheiden sich in vielerlei Hinsicht, v. a. aber auch im Hinblick auf die gesellschaftliche Machtbestimmtheit und Strukturiertheit solcher Erfahrungsräume. Aus der Sicht der Konstruktion narrativer Identität ist es wichtig, ob solche dritten Orte in binären Spannungsverhältnissen Agency sichern helfen, also zukunftsfähig sind oder ob eher der utopische Gehalt im Vordergrund steht, der zwar imaginativ entlastet, aber aktuell nicht hilft, Autorenschaft zu übernehmen.

In meiner Hervorhebung solcher Erfahrungsräume versteckt sich eine wichtige Überlegung. Das Erleben von Stimmigkeit, von Authentizität, ist nicht das *Endergebnis* von Prozessen der Kohärenzbildung, sondern, das passagere situative Erlebniskondensat. Die persönliche Erfahrung der eigenen Wahrheit im emphatischen Sinn braucht Erzählräume, die die Integration, die Erfahrung von Autorenschaft in identitären Spannungen erlauben. Identitätsarbeit findet selten statt auf der „großen Bühne“ der Arbeit an einem biographischen Masterplot, sondern in Nischen, Zwischenräumen, Wartesälen. Unsere empirischen Beispiele unterscheiden sich hinsichtlich

- der Ressourcenlage und
- der Zukunftsfähigkeit, d.h. der biographischen Integrationskraft.

Für *Eva*, der oben vorgestellten polnischen Studentin scheint der monatliche Flug zwischen Polen und München ein solcher dritter Ort zu sein: Eine Gemeinschaft der überwiegend namenlosen Pendler zwischen zwei Welten, die sich immer wieder über den Weg laufen und von denen sie mittlerweile doch schon einige kennt, in gewisser Weise eine „Transborder-Identity“, wie Nina Glick-Schiller (2005) das genannt hat. Solche Identitäten finden sich nicht an umgrenzten Orten, sondern zwischen ihnen.

Für *Irina* aus Transkarpatien ist es die Community der lateinamerikanischen Studenten, mit denen sie gerne zusammen ist. Ihre gemeinsamen Erfahrungen am sozialen Rand der deutschen Gesellschaft verbindet sie. Sie sind von ihrer rechtlichen Position her zwar in einer ähnlichen Lage, aber die Lateinamerikaner sind doch auch anders als „die“ Ukrainer. Sie „tun ihr gut“.

A: Ja, irgendwie hab' ich viele lateinamerikanische Leute hier kennengelernt, und ich hab' gemerkt, dass ich zu denen passe, und ich liebe diese Leute, diese Mentalität. ... Sie sind irgendwie anders, so aufgeschlossen und freudig, und das gefällt mir.

I: Und sind die Leute bei euch zu Hause ähnlich?

A: Nein. Also in der Ukraine, sie sind eher so pessimistisch und, ja, so ein bisschen grau. Und deswegen vielleicht fehlt mir das. Deswegen mag ich das.

Wir haben noch eine ganze Reihe weiterer Formen gefunden. Keines unserer Beispiele ist allerdings so plastisch, wie das von Christina Märzhäuser (2009). Sie hat in einer Studie kapverdische Hipopper in Lissabon befragt. Sie versuchen, in ihrem Lebensstil, ihrer Kleidung, ihrer Musik und ihren Texten portugiesische und kapverdische Kulturelemente zu einer „dritten“ Identitätsfigur zu verschmelzen mit einem „Mischmasch“ aus Sprachen, Kulturen, Musiken und Metaphern.

Im identitätsstrategisch optimalen Fall findet also, zumindest situativ, eine Durcharbeitung und Transzendierung der binären Spannung statt. Im schwächsten Fall würde es sich um „Nostalgie“-Orte handeln, die zwar entlasten („hier bin ich Mensch...“), aber darüber hinaus keine neuen Optionen eröffnen. Und natürlich können solche dritten Orte auch kommerziell

usurpiert werden und damit eher der Entfremdung Vorschub leisten, denn andere Optionen eröffnen.

An theoretischen Angeboten zur Unterfütterung dieses Konzeptes mangelt es im Übrigen nicht. Wir haben uns bislang noch für keines entschieden, weil wir, aus der Empirie kommend, zunächst unsere Auswertung vorantreiben wollen, ohne uns durch eine vorschnelle theoretische Festlegung zu binden (vgl. Heinrich, 1987; Bhabha, 2000; Soja, 1996; Oldenburg, 2001; Foucault, 2006; Tesch-Römer, 1990; Breger, 1998; Ika, 2009; Augé, 1994; Roulleau-Berger, 1991).

4.2. Bindungswahl als Ressourcenkonstruktion

Die dritten Orte sind ein Beispiel dafür, dass die Bindungswahl selber Ressourcen konstituiert. Dabei ist die Wahl keineswegs als bloße Bindungsübernahme zu verstehen. Denn die gesellschaftliche Individualisierung ist charakterisiert von zwei Prinzipien:

- dem *Prinzip* der Vertragsfreiheit und damit der Wahl (und Abwahl), d. h. dem Recht des einzelnen, Bindungen frei zu wählen – und wieder zu lösen.
- einem neuen Modus der Erbschaft, wie Singly (2003) das nennt, d. h. dem Recht, eine „Bindungserbschaft“ ausschlagen zu können, sich „Testamenten“ nicht fügen zu müssen.

„Die Moderne hat einen Modus des Erbens erfunden, der nicht der traditionelle Modus ist, denn das Individuum nimmt sich das Recht, sein Erbe zu wählen. Es kann dies auf mindestens vier Weisen tun: Alles akzeptieren; das Erbe ausschlagen; ein Recht auf Überprüfung nutzen und so nur die Teile des Erbes behalten, die es zufrieden stellen; ein Erbe beanspruchen, das es nicht bekommen hat, das es aber dennoch zu seinem machen möchte“ (Singly, 2003, S. 33).

Bezogen auf subjektive Wir-Bezüge fächern diese vier Optionen bindungsstrategische Möglichkeiten der Individuen auf. Welche zum Einsatz kommen, wird abhängen

- von der spezifischen Bindung: Manche ist nicht so ohne weiteres (ab-)wählbar, z. B. die Staatsbürgerschaft.
- vom Individualisierungsgrad einer Gesellschaft. Nicht alle modernen Gesellschaften beziehen z. B. den Bereich von biologischen und sozialen Geschlecht in die Wahlfreiheit mit ein.
- vom spezifischen gesellschaftlich-historischen Kontext: (Ab-)Wahlen haben Folgen für den sozialen Nahbereich, möglicherweise auch auf der rechtlichen Ebene (z. B. Scheidung, Nicht-Fortführung einer familiären Berufstradition); und sie müssen (können) nicht zuletzt auch gelebt werden, was für den einzelnen eine große Herausforderung sein kann (z. B. Homosexualität).

Das Beispiel der Nationalität macht deutlich, dass (Ab-)Wahlen keineswegs immer so ohne weiteres erfolgen können. Hier greift eher ein anderes Muster von Singly (2003), nämlich die

partielle Übernahme. Im Falle der Nationalität bedeutet das etwa die Frage, welche „Art von Deutscher“ ich sein möchte, wie ich also mein Deutschsein verstanden sehen möchte, z. B. welche historischen Erbschaften ich ausblende oder ausschlage und auf welche ich mich stütze.

5. Narrative Identität als situativ bestimmter, bindungsbezogener reflexiver Prozess

Nach Anthony Giddens dringt der Zweifel, als Charakteristikum der modernen kritischen Vernunft, in das Alltagsleben ein und formt eine grundlegende, existentielle Dimension der gegenwärtigen sozialen Welt. „Die Moderne institutionalisiert das Prinzip des radikalen Zweifels und besteht darauf, dass alles Wissen die Form von Hypothesen annimmt: Behauptungen, die sehr wohl wahr sein mögen, die aber prinzipiell immer für eine Revision offen sind ...“ (Giddens 1991, S. 3). Bezogen auf die Konstruktion des Selbst bedeutet dies, so Giddens, dass das Selbst reflexiv konstruiert werden muss inmitten einer verstörenden Vielfalt von Möglichkeiten. Die reflexiv hergestellte Subjektivität ist eine ununterbrochene Folge von kleinen Gesten und Selbstbeobachtungen, die immer weitere Informationen erfordern. Die substantivische Repräsentation des Subjekts weicht einer reflexiven Repräsentation von Subjektivität, in der weniger die Inhalte als der permanente Prozess der kritischen Elaboration des Selbst zählen (Martucelli, 2002, S. 524 ff.). Entgegen dem Anschein, ist die Reflexivität nicht in ständiger Verbindung zur Handlung, sondern tendiert, beinahe umgekehrt dazu, dem Akteur und seinem Handeln eine kritische Distanz zu eröffnen. Durch die Reflexivität möchte der Akteur „mehr“ sein als seine Handlung, also einen Subjektüberschuss gegenüber einer bloßen Rollenübernahme ausstellen.

„Das Wesen der Identitätsfrage ist heute nicht mehr die Antwort auf die Frage „wer bin ich?“. Sicher, es kommt vor, dass man sich selber darüber befragt, dass man eine Bilanz über seine Vergangenheit zieht und eine Perspektive für seine Zukunft entwirft. Aber diese Momente der Selbstbefragung über den eigenen Lebensweg wiegen vom Umfang her betrachtet wenig im Vergleich zur zwingenden und unablässigen Verpflichtung, die Einheit des Ich in einem spezifischen Kontext und zu einem spezifischen Zeitpunkt unablässig zu präsentieren, eine Ganzheit zu erzeugen, die das Individuum integriert, sein Denken strukturiert und die Voraussetzungen für sein Handeln herstellt.“ (Kaufmann, 2009, S. 36).

Literatur

- Arnaud, C. (2006). *Qui dit je en nous ? : Une histoire subjective de l'identité*. Paris: Grasset & Fasquelle.
- Augé, M. (1994). *Orte und Nicht-Orte; Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit*. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Bamberg, Michael (1997). Positioning between structure and performance. *Journal of Narrative and Life History*, 7, 335-342.
- Bart, C. L. (2009). *L'individualisation*. Paris: Les Presses de Sciences Po.
- Barzilay, Alice (2005). Portraits sorcières. *Le Monde diplomatique*, 2005 (8), 25.
- Bhabha, Homi (2000). *Die Verortung der Kultur*. Tübingen: Stauffenburg.
- Breger, C. (1998). *Figuren der, des Dritten; Erkundungen kultureller Zwischenräume*. Amsterdam: Rodopi.
- Bruner, J. (1992). *Acts of meaning: Four lectures on mind and culture*. Cambridge MA: Harvard University Press.
- Edley, N. (2001), Analysing masculinity: Interpretative repertoires, ideological dilemmas and subject positions. In M. Wetherell, S. Taylor, S. and S. J. Yates. (Hrsg.), *Discourse as Data: a Guide to Analysis* (S. 198–228). London: Sage.
- Ellenberger, H. F. (1973). *Die Entdeckung des Unbewußten*. Bern: Huber.
- Foucault, M. (2006). *Die Heterotopien - Der utopische Körper. Les hétérotopies - le corps utopique: Zwei Radiovorträge*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Glick-Schiller, Nina (2005). Transborder citizenship: An outcome of legal pluralism within transnational social fields. In F. Benda-Beckmann (Hrsg.), *Mobile people, mobile law; expanding legal relations in a contracting world* (S. 27-50). Aldershot: Ashgate.
- Hahn, A. & Bohn, C. (1999): Selbstbeschreibung und Selbstthematisierung: Facetten der Identität in der modernen Gesellschaft. In H. Willems & A. Hahn (Hrsg.), *Identität und Moderne* (S. 33-61). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Hall, Stuart (1996). Minimal selves. In Houston A. Baker, Manthia Diawara & Ruth H. Lindberg (Hrsg.), *Black British Cultural Studies* (S. 114-119). Chicago: University of Chicago Press.
- Harré, R. & Langenhove, L. V. (Hrsg.)(1998). *Positioning theory: Moral contexts of international action*. London: Blackwell.
- Harre, R., & Moghaddam, F. M. (Hrsg.)(2003). *The Self and others: Positioning individuals and groups in personal, political, and cultural contexts*. London: Greenwood.
- Heinrich, K. (1987). *Dahlemer Vorlesungen und Studien: Tertium datur: Eine religionsphilosophische Einführung in die Logik: Bd 1*. Frankfurt/M.: Stroemfeld.
- Ikas, K. R. (Hrsg.)(2009). *Communicating in the third space*. London: Routledge.
- Kaufmann, J. (2008). *Quand Je est un autre : Pourquoi et comment ça change en nous*. Paris: Armand Colin.
- Keupp, H., Höfer, R., John, R., Knothe, H., Kraus, W. & Straus, F. (2005). SFB 536, Projekt B2 „Reflexive Individualisierung und posttraditionale Ligaturen“, LMU München, Fortsetzungsantrag 2005 – 2009. [Online], verfügbar unter http://www.ipp-muenchen.de/texte/b2_2005.pdf
- Kraus, Wolfgang (2006). Alltägliche Identitätsarbeit und Kollektivbezug. Das wiederentdeckte Wir in einer individualisierten Gesellschaft. In H. Keupp & J. Hohl (Hrsg.), *Subjektdiskurse im gesellschaftlichen Wandel; zur Theorie des Subjekts in der Spätmoderne* (S. 143-164).. Bielefeld: transcript.
- Lucius-Hoene, Gabriele & Deppermann, Arnold (2004). *Narrative Identität und Positionierung*. Ge-

- sprachsforschung. Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion, 5, 166-183. [Online], verfügbar unter <http://www.gespraechsforschung-ozs.de/heft2004/ga-lucius.pdf>
- Märzhäuser, Christina (2009). Rap na Tuga – Kapverdisches Kreol und Portugiesisch in Raptexten aus dem Großraum Lissabon. München: LMU München (Dissertation).
- Martucelli, D. (2002). Grammaires de l'individu. Paris: Gallimard.
- Oldenburg, R. (1999). Celebrating the third place. Inspiring stories about the great good places at the heart of our communities. Cambridge MA: Da Capo Press.
- Putnam, R. D. (2001). Bowling alone: The collapse and revival of American community. New York: Simon & Schuster.
- Rey, O. (2006). Une folle solitude : Le fantasme de l'homme auto-construit. Paris: Seuil.
- Reynolds, Jill, Wetherell, Margaret & Taylor, Stephanie (2007). Choice and chance: Negotiating agency in narratives of singleness. *The Sociological Review*, 55 (2), (331-351).
- Rouleau-Berger, L. (1991). La ville intervalle. Jeunes entre centre et banlieue. Paris: Méridiens Klincksieck.
- Rowan, J. (1990). Subpersonalities: The people inside us. London u.a.: Routledge.
- Singly, F. D. (2003). Les uns avec les autres: Quand l'individualisme crée du lien. Paris : Hachette.
- Soja, E. W. (1996). Thirdspace. Journeys to Los Angeles and other real-and-imagined places. Cambridge, MA: Blackwell.
- Straus, F. (2002). Netzwerkanalysen; gemeindepsychologische Perspektiven für Forschung und Praxis (1. Aufl.). Wiesbaden: Dt. Univ.-Verl.
- Tesch-Römer, C. (1990). Identitätsprojekte und Identitätstransformationen im mittleren Erwachsenenalter;. Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung.
- White, H. C. (2008). Identity and control: How social formations emerge. Princeton University Press.